

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band:	23 (1918-1919)
Heft:	1
Artikel:	Gleiche Arbeit gleicher Lohn : ein Beitrag zur Frage der Lehrer- und Lehrerinnenbesoldungen : Referat, gehalten an der allgemeinen Lehrerinnenversammlung in Basel [Teil 1]
Autor:	Keller, Anna
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-311396

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schule könnte sich also gratulieren, dass ihr durch die Berufsberatung keine neue Aufgabe aufgebürdet werde? — Und doch, die immer schärfere Differenzierung der Berufe ruft auch einer schärferen Beobachtung ob Eignung für diese Nuance des Berufes oder für jene da sei. Wenn also die Schule der Beratung mit ihren Auskünften betreffend Anlagen und Eignung dienen will, muss sie die Kinder auch schärfer in dieser Absicht beobachten und ihre Beobachtungen aufschreiben, was bei grossen Klassen Zeit und Mühe erfordert, beim Fachlehrersystem mehr als sonst.

Auch ist es ratsam, diese Schülercharakteristiken schon in den untern Schuljahren zu beginnen, wo das Kind sich noch unbekümmert gibt, wie es ist, wo es noch nicht Raffinement genug hat, ein Sonntagsgesicht aufzusetzen, um nur, wenn es sich nicht beobachtet weiss, sein wahres Ich zu zeigen. Man wird die Erfahrung machen, dass manche Neigung, die schon im Kinde geschlummert hat, mit hinaufgenommen wird in die Zeit der Berufswahl und für sie ausschlaggebend werden kann, wir reden aus Erfahrung.

In nächster Zeit soll ein Kurs stattfinden für weibliche Berufsberatung (siehe Programm in der heutigen Nummer¹). Es ist den Lehrerinnen sehr zu empfehlen, diesen Kurs zu besuchen; denn an Orten, wo weder kantonale noch kommunale Berufsberatungsstellen sind, kann die Lehrerin in der Weise die weibliche Berufsberatung übernehmen, dass sie auf Grund des im Kurse gewonnenen Einblicks in verschiedenste, weibliche Berufe aufklärend wirken kann, dass nicht „Berufswahlungeheuerlichkeiten“ vorkommen. Die Lehrerin erfährt im Kurse auch, wohin sie sich um Auskunft über diesen oder jenen Beruf wenden kann.

In Städten und Kantonen, welche Berufsberatungsstellen haben, kann die Lehrerin diesen Stellen ihre Mitarbeit anbieten für Lehrtöchterfürsorge, Patronat usw. Wohl kommt dabei den Lehrerinnen schmerzlich zum Bewusstsein, dass ihrer so wenige sind, die an der Oberstufe der Volksschule unterrichten und dass sie infolgedessen nicht mehr in Kontakt stehen mit ihren einstigen Schülerinnen, doch wird er sich irgendwie wieder herstellen lassen.

Man sieht, es bleibt der Schule immer noch etwas zu tun, sie braucht ihr Haupt nicht in Trauer zu hüllen, wenn die Berufsberatungsstelle sich ihrer Schützlinge bemächtigt.

Zu diesem Kapitel würde wohl auch die Frage des „Aufstiegs der Begabten“ gehören, sie ist auch ein wenig Auslandpflänzchen und muss in unserm Lande besonders akklimatisiert werden. Doch dürfte es nicht ratsam sein, gleich den ersten Zug zu sehr zu belasten.

L. W.

Gleiche Arbeit gleicher Lohn.

Ein Beitrag zur Frage der Lehrer- und Lehrerinnenbesoldungen.

Referat von *Anna Keller*, gehalten an der allgemeinen Lehrerinnenversammlung in Basel.

Die organisierte Frauenbewegung, sowohl die sozialdemokratische als auch die bürgerliche, stellt in ihrem Kampfe um die wirtschaftliche Befreiung der Frau den Grundsatz auf: „Gleiche Arbeit — gleicher Lohn.“ Sie tut es, weil sie in tiefgründigem Studium der Frauennot nachgegangen ist und eingesehen hat, dass das Kapitel Frauenlöhne eines der dunkelsten in unserer Kultur-

¹ Wegen Grippegefahr bis auf weiteres verschoben.

geschichte ist, dass es eng zusammenhängt mit Unterernährung, Säuglingssterblichkeit, Tuberkulose, Prostitution und einem ganzen Abgrund innern und äussern Elends.

Aber in weiten Kreisen wird die Tatsache, dass Frauenarbeit fast überall und auf allen Erwerbsgebieten niedriger gewertet wird als Männerarbeit, mit der gleichen Selbstverständlichkeit hingenommen wie die politische Rechtlosigkeit der Frau. Selbst eine grosse Zahl der erwerbenden Frauen nimmt sie als Schicksal hin oder steht ihr gleichgültig gegenüber. Andere empfinden wohl, dass etwas Unrechtes dabei sei, aber sie haben Bedenken; sie sind hauptsächlich ihrer selbst so ungewiss, dass eine Scheu sie abhält, am Kampfe teilzunehmen.

Und wir Lehrerinnen? Die meisten von uns beziehen einen Lohn, der uns gestattet, anständig, wenn auch bescheiden, zu leben.¹ Berechtigt uns das, gedankenlos beiseite zu stehen? Als Gutgeschulte, Ordentlichbesoldete und Festorganisierte sind wir besser daran als die meisten unserer Schwestern. Das auferlegt uns eine grosse Verantwortung und eine starke Verpflichtung. Sehr wichtig ist vor allem unsere Stellung als Staatsangestellte; denn der Staat wirkt mit seinen Erlassen oft vorbildlich auf die Privatunternehmer. Denken wir nur an die Abzüge für die Militärpflichtigen am Anfang des Krieges! Sofort wurden in den meisten Privatbetrieben dieselben Abzüge gemacht, und erst, als diese harte und ungerechte Massnahme aufgehoben wurde, fühlten sich auch die kaufmännischen und industriellen Unternehmer verpflichtet, wieder die vollen Löhne auszuzahlen. — Das ist nur ein kleines Beispiel, aber es zeigt uns unsern Weg.

Das jetzige System der Teuerungszulagen ist nur ein Provisorium. Auf 1919 oder längstens 1920 steht eine Neuregelung bevor, sei es die von einer Seite gewünschte Einweisung in das Beamtenbesoldungsgesetz, sei es eine einfache Revision des Lehrerbesoldungsgesetzes. Auf alle Fälle wird es jetzt, wo alles in Fluss ist, was vorher Jahrzehntelang feststand, wo eine Umwertung und Umwälzung stattfindet, nicht auf eine blosse Besoldungserhöhung hinauslaufen dürfen, sondern auf eine Besoldungsreform. Da dürfen wir nicht gleichgültig zuschauen. Wir müssen die Frage gründlich und allseitig prüfen. Wir müssen Stellung zur gesamten Besoldungsfrage nehmen, uns zu einem Prinzip durchringen und dann für das als richtig Empfundene mutig und mit aller Energie einstehen. Nicht Eigennutz soll uns leiten, sondern der Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit.

Wir Lehrerinnen bilden nur eine ganz kleine Abteilung in dem gewaltigen Heere der erwerbstätigen Frauen. Dieses Heer hat durch den Krieg mit seinem Entzug von so viel Männerarbeit, seinen gesteigerten industriellen Anforderungen und seiner Verteuerung der Lebenshaltung grossen Zuzug erhalten. Aber schon vorher war die Zahl der Erwerbstätigen Frauen keine kleine. Aus der schweizerischen Betriebszählung von 1905 geht hervor, dass damals von 1,851,599 Erwerbstätigen 722,998 Frauen waren, zirka 39 Prozent. Also neben drei Fünfteln in Landwirtschaft, Industrie, Handel, Verkehr und andern Berufen tätigen Männern standen beinahe zwei Fünftel Frauen.

Da drängt sich uns in erster Linie die Frage auf: „Wie kommt es denn, dass trotz der hervorragenden Beteiligung am Erwerbsleben die Frauenarbeit im allgemeinen fast überall niedriger gewertet wird als Männerarbeit?“

Wir sind leicht geneigt, einfach den männlichen Egoismus, der herrenmässig den ersten Rang für sich behauptet, verantwortlich zu machen; aber

¹ Ja, vor dem Kriege.

bei näherm Studium wird uns klar, dass die schlimmsten Lohndrückerinnen die Frauen selbst sind, meist unbewusst, als Opfer mannigfacher innerer und äusserer Hemmungen.

Da ist in erster Linie der provisorische Charakter der Frauenarbeit zu nennen. Nur ein Durchgangsstadium bedeutet vielen Mädchen der Beruf, ihr Interesse und ihre Sehnsucht fliegen in die Zukunft, von der sie die Erfüllung aller Wünsche erträumen, und die Lohnarbeit in Fabrik, Atelier und Bureau ist die Sklavenfessel, die man bald möglichst abstreifen will. Bis dahin kann man die schlechtesten Arbeitsbedingungen ertragen; es lohnt sich nicht zu kämpfen und Zusammenschluss zu suchen; es hat ja alles einmal ein Ende. Ein richtiges Berufsinteresse kommt da natürlich nicht auf. Maschinenmässig wird das Nächstliegende getan, ohne Blick fürs Ganze, ohne Verantwortungsgefühl über die nächsten Pflichten hinaus. Man strebt nicht nach beruflicher Vervollkommnung. Mit einem Wort, es ist keine Hingabe dabei — und danach wird die Berufsarbeit der Frau vielfach eingeschätzt.

Dazu kommt noch, dass es meist an einer ordentlichen Berufsausbildung fehlt; denn wie die Mädchen, so denken meist auch die Eltern — es lohnt sich nicht für die paar Jahre bis zur Heirat, da bringt man die Opfer doch lieber für die Knaben, das Mädchen braucht ja keinen Lebensberuf, es soll nur möglichst rasch verdienen. Deshalb gehört die Mehrzahl der erwerbenden Frauen zur ungelernten Arbeiterschaft, zur untersten, schlecht bezahlten Schicht, und die fortschreitende Technik mit ihrer Tendenz der Verbilligung der Produktion durch die Maschine braucht immer mehr von dieser Sorte und findet sie in den Frauen.

Wo aber eine Ausbildung unerlässlich ist, wie zum Beispiel für den Handel, da ist sie doch durchschnittlich viel mangelhafter und oberflächlicher als die der Männer. Das hat natürlich wieder eine geringe Einschätzung der Frauenarbeit im allgemeinen zur Folge, worunter auch die gut Ausgebildeten und für ihren Beruf Interessierten zu leiden haben.

Mehr aber noch als der Dilettantismus in der Berufsauffassung und Ausbildung ist ein anderer Umstand an den niederen Frauenlöhnen schuld. Es ist die Tatsache, dass eine Grosszahl der erwerbstätigen Frauen ihren Verdienst nur als notwendigen oder angenehmen Familienzuschuss, oder gar als Taschengeld und nicht als einzigen Lebensunterhalt betrachten muss. Das junge Mädchen gibt in der Regel seinen Lohn ab und lässt für sich sorgen. Dieser an und für sich erfreuliche Zustand lässt aber bei den meisten nicht das lebhafte Interesse aufkommen, das der Mann am Erwerb hat, und erlaubt dem Arbeitgeber Lohnangebote für weibliche Arbeit, die ein Mann mit Entrüstung zurückweisen würde. — Ähnlich wie das junge Mädchen handelt auch die erwerbende Ehefrau. Der Lohn des Mannes reicht nicht, die Not steht vor der Tür — noch ein wenig dazu, dann könnte es gehen. Jedes Angebot wird dankbar, gedankenlos und ohne Rücksicht auf die andern angenommen.

Unter dieser Lohndrückerei leiden natürlich die Berufsgenossinnen, die vor der Tatsache stehen, dass ihr Erwerb zum Leben reichen muss; es sind die Witwen, die meist noch für Kinder, und die alleinstehenden Ledigen, die sehr oft noch für alternde Eltern oder Geschwister zu sorgen haben.

Die Tabellen der Heimarbeitsausstellung haben eine deutliche Sprache gesprochen. Sie erzählten von missbrauchter Frauenkraft, von Überanstrengung bei Nacharbeit und von trauriger Kindernot. Da die Heimarbeiterinnen fast unorganisierbar sind, sind sie der Ausbeutung am meisten preisgegeben.

Die Vorstellung, dass Frauenlöhne als Familienbeisteuer zu betrachten seien und nur der Mann als Familienversorger einen rechten Lohn haben müsse, wurzelt nicht nur im Gehirn der Männer, sondern auch der meisten Frauen. Das ist für die Arbeitgeber sehr bequem.

Auch der Staat macht oft keine Ausnahme. Denken wir nur an die bisherige Besoldung unserer Kindergärtnerinnen! Hier mag auch die politische Rechtlosigkeit der Frau mitschuldig an der niedrigen finanziellen Entlohnung der Frauenarbeit sein.

Ein weiterer Grund ist die harte Konkurrenz auf allen Gebieten. Der Arbeitgeber muss möglichst billig herstellen. Er findet in der Frau Arbeitskräfte, die um jeden Preis schaffen, und er findet sie in immer wachsenden Massen, je mehr die Lebenshaltung sich verteuert. Es ist ein Überangebot an Frauenkraft da, und das gibt dem Arbeitgeber eine weitere Handhabe, auf die Frauenlöhne zu drücken.

Was kann nun allen diesen Übelständen gegenüber getan werden? Die Einzelne steht machtlos da. Nur der Zusammenschluss vieler erwerbenden Frauen zu lebenskräftigen und leistungsfähigen Berufsverbänden kann hier Besserung herbeiführen.

Wir wissen aber, wie abhold die Frauen im allgemeinen der Organisation sind, wie schwer es hält, sie für ein gemeinsames Unternehmen zu gewinnen. Lieber wollen sie dulden, leiden und entbehren, als dass sie sich mit andern zusammentun und nach Besserung streben.

Das wissen die am besten, die schon Enquêtes versucht haben und an unsinnigem Widerstand gescheitert sind. Viele Frauen schämen sich ihres kleinen Lohnes, als wäre er etwas Selbstverschuldetes; andere fürchten, nur auf ihre eigenen Verhältnisse ängstlich bedacht, zu ihren Aussagen stehen zu müssen und die Arbeit zu verlieren.

Weil aber die Frau weniger Selbstsicherheit hat als der Mann, weil sie sich leichter drücken und einschüchtern lässt, hätte sie die Organisation, die ihr Halt und Richtlinien böte, doppelt nötig. Nur Erziehung und Aufklärung kann da Wandel schaffen.

Die Männer selbst, und zwar nicht nur die sozialdemokratischen, sondern in den letzten Jahren auch die bürgerlichen, raten den Frauen energisch, sich selbstständig zu organisieren, oder sich ihren eigenen Organisationen anzuschliessen; denn nicht nur die alleinstehenden und berufstüchtigen Frauen haben unter diesen Lohndrückereien zu leiden, sondern auch die Männer. Darum sind es auch vielfach die Männer selbst, welche die Forderung: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ aufstellen, nicht aus Idealismus, sondern aus Selbsterhaltungstrieb. Sie empfinden die Frau als unreelle Konkurrentin, die durch ihre Unterbietung auf dem Arbeitsmarkt sie schädigt, besonders in den letzten Jahren, wo in so vielen Ländern der Mann hilflos gebunden ist, während die Frau sich seiner verlassenen Arbeit bemächtigt, und sie ihn durch ihr niedriges Angebot entwertet.

— Rühmend hebt die Presse der Kriegführenden die Leistungen der Frau hervor. Fast prahlerisch muten uns die Bilder an, die die Frau als Schaffnerin, Briefträgerin und Munitionsarbeiterin zeigen. Aber wenn die Frau diese ehemalige Männerarbeit, wie es vielfach geschieht, um einen Lohn tut, der weit hinter dem zurücksteht, der ehemals dem Manne bezahlt wurde, so erweist sie den Industriellen und dem Staat einen Dienst, sie verbilligt die Produktion und erleichtert den Betrieb; aber für die heimkehrenden Vaterlandsverteidiger, für den

Bruder, den Vater, den Gatten schafft sie Arbeitsbedingungen, welche schwer verbittern müssen.

In rascher Erkennung der Gefahr wurden in England und Frankreich schon im ersten und zweiten Kriegsjahre grosse Aktionen zugunsten der Gleichheit der Löhne unternommen für alle jene Fälle, wo die Frau den Mann ersetzte.

In England entschied das Kriegsministerium und regelte schon 1915 die Lohntarife in den Munitionsfabriken, Militärschneidereien usw. zugunsten vollkommener Gleichheit der Löhne bei gleicher Leistung. Das hatte ein Abwandern der Dienstboten, Närerinnen usw. in diese Betriebe zur Folge, welches die englischen Damen bitter zu spüren bekamen.

In Frankreich bildete sich durch die Initiative einer Frau, Mme. Duchêne, das „Comité intersyndical d'action contre l'exploitation de la femme“, eine Vereinigung der wichtigsten Berufsverbände des Landes.¹ Plakate, Flugschriften und Propagandaversammlungen klärten Arbeiter und Arbeiterinnen über die Gefahren der niederen Frauenlöhne auf. Die Frauen wurden in grossen Massen zur Organisation aufgefordert, um an der eigenen Verteidigung mitarbeiten zu können. Durch Eingaben an Regierungen und Industrielle wurde manches zugunsten der Gleichheit der Löhne erreicht. Das Haupthindernis bilden immer noch die Frauen selbst, die so schwer zu organisieren sind. So unterbieten sie immer wieder, arbeiten um jedes Angebot und machen oft die Bestrebungen zunichte. Dasselbe Komitee strebt eine internationale Aktion zur Erreichung von Lohnminima an.

In deutschen Frauenzeitschriften wird bitter über die niedern Vertretungslöhne geklagt, und die Stimmen gegen die Ausbeutung der Frau tönen energisch, ebenso in Österreich.

In den Vereinigten Staaten ist es in jüngster Zeit einen grossen Schritt vorwärts gegangen. Staatliche Erlasse fordern für Betriebe der Kriegsindustrie eine Angleichung der Frauen- an die Männerlöhne.

Dass auch in der Schweiz gleiche Leistung selten mit gleichem Lohne bedacht wird, das wissen wir alle. Ich hätte Ihnen gerne zuverlässiges Vergleichsmaterial geliefert, konnte aber keine Literatur über schweizerische Lohnstatistik auftreiben. Auch das statistische Amt besass keine. Es war mir eine Enttäuschung. Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht hat in jüngster Zeit Erhebungen über Frauen- und Männerlöhne gemacht; aus diesen Zahlen ist ersichtlich, dass die Frauenlöhne meist tief unter denen der Kollegen stehen; aber nicht mit Bestimmtheit lässt sich aus dem Zahlenmaterial ersehen, ob diese Frauen auch wirklich die gleiche Arbeit leisten. Einzig die gesetzlich festgelegten Besoldungen sind für eine solche Vergleichung einwandfrei. Und da haben wir mit Freuden konstatiert, dass die Angestellten und Beamtinnen der eidgenössischen und auch einiger kantonalen Verwaltungen für gleiche Arbeit gleichen Lohn erhalten, ebenso die Lehrer und Lehrerinnen einiger Kantone. — Um aus Privatbetrieben ein genaues Bild zu erhalten, müsste eine grosse, in alle Detailfragen eingehende Enquête gemacht werden. Hoffentlich stehen dem Staate, der das allein grosszügig durchführen könnte, bald junge Nationalökonominnen zur Verfügung, die sich mit Freuden an das für die Frauensache so wichtige Werk der vergleichenden Bearbeitung von Männer- und Frauenlöhnen in der Schweiz machen würden. Allerdings ist jetzt durch die Teuerungszulagen alles komplizierter geworden.

(Fortsetzung folgt.)

¹ Françoise Delavant: L'égalité des salaires.